

Young@heart

Regie: Stephen Walker, USA 2007

Darsteller: Die Mitglieder des „Young, u.a. Jim Armenti, William E. Arnold Jr., Joe Benoit, Helen Boston, Louise Candy, Bob Cilman (Chorleiter), Elaine Filgman u.a.

Kinostart: 2.10.2008

Genre: Dokumentarfilm/Musikfilm

FSK 6:

Länge: 103 Minuten



Auszeichnungen

Humanitas Filmpreis in Los Angeles, Publikumspreise auf den Festivals von Atlanta, Warschau und München u.a.m.

Begründung für den „Film des Monates“ (Reformierte und katholische Filmarbeit in der Schweiz“)

Singen ist eine Auseinandersetzung mit dem Leben und mit dem Tod. Im Kino ist diese Weisheit in neueren Film wie «Wie im Himmel» wieder stark präsent. In seinem Dokumentarfilm «Young@Heart» erschließt der Regisseur Stephen Walker ebenfalls eine berührende und ungewöhnliche Bühnenwelt. Bis 93 Jahre alt sind die Mitglieder des Chores «Young@Heart». Sie interpretieren Songs von «The Clash» bis «Coldplay» und überraschen ihr Publikum weltweit mit Neuinterpretationen dieser bekannten Stücke. So bekommt der Soul-Song «I feel good» von James Brown eine komplett neue Bedeutung. Der Chor aus Neuengland ist eine Schicksalsgemeinschaft, die sich mit Freude, Leid und Tod ihrer Mitglieder intensiv auseinandersetzt und so dem Leben von Senioren einen neuen Sinn gibt. «You have a lot of spirit» sagt ein Gefängnisinsasse nach einem außergewöhnlichen Konzert. Mit dem amerikanischen «spirit» ist wohl auch «spiritus sanctus» gemeint. Denn im großen Finale auf der Konzertbühne erweisen sich die Sänger und Sängerinnen unter Leitung des Musical-Dirigenten Bob Cilman als faszinierende Persönlichkeiten. Stan Goldman, Jeanne Hatch, Patricia Linderme, Steve Martin und viele andere wachsen einem ans Herz und hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck vom singenden Leben im Angesicht des Todes.

(Dr. Charles Martig, Filmbeauftragter Katholischer Mediendienst)

Thematik

Dieser Film ist ein Dokumentarfilm über einen besonderen Chor, und dieser Chor ist von seiner Geschichte, Zusammensetzung und seinem Repertoire schon so besonders, dass es sich lohnt, eine solche Dokumentation sich auch auf der großen Leinwand zu gönnen. Jahrelang hat Regisseur Stephen Walker über den Chor recherchiert, hat Konzerte besucht, mit dem Dirigenten Kontakt gehalten und dann sechs Wochen lang die Chorproben und einige der Sängerinnen und Sänger intensiv begleitet.

Besonders ist dieser Chor, da seine Mitglieder zwischen 70 – 93 Jahre alt sind. Mit einem Chorleiter, der seit 1982 diesen Chor leitet und regelmäßig bei umjubelten Tourneen große Hallen oder Theatersäle füllt, vor einem ganz gemischten

Publikum. Der Reiz und das Charisma dieses Chor liegt in den Persönlichkeiten der Sänger/innen, in der Professionalität ihres fortgeschrittenen Alters und vor allem in dem Repertoire dieses Chores, der unterschiedliche Musikströmungen von Punk, Rock bis Avantgarde-Pop aufnimmt und interpretiert. Die Spannung und Verbindung von Alt und Neu – in vielerlei Hinsicht – ist beeindruckend. Der Film beinhaltet jedoch noch viel mehr: seine Porträts über einzelne Sängerinnen und Sänger zeigen Menschen, die am Ende ihres Lebens und gerade darin mitten im Leben stehen, und schürt so in den Zuschauenden Bewunderung und Ehrfurcht und lässt eine Lebensfreude spüren, die ansteckend ist, trotz Krankheiten und Schicksalsschlägen. Der Film ist zugleich das Porträt einer Gemeinschaft, deren Stärke sich im Miteinander und in der Lebensbewältigung erweist, aber gerade auch in der Trauerbewältigung, als zwei Mitglieder des Chores während der sechswöchigen Drehzeit unerwartet sterben.

Der Umgang mit Sterben und Tod und die Hoffnung, dass es weitergeht und die Liebe, wie auch die Musik als göttliche Gabe, über den Tod hinausträgt, machen den Film zu einem österlichen Film.

Für nicht so geübte Dokumentarfilm-Schauende braucht es wahrscheinlich einige Minuten Zeit, um in den Film hineinzukommen. Scheinbar wahllos werden Chorproben gezeigt, erfolgten erste Besuche bei den Chormitgliedern, die man vielleicht zu Beginn noch gar nicht alle auseinanderhalten kann.

Da empfiehlt es sich, einfach etwas Geduld zu haben und ggf. in der Einführung darauf hinzuweisen. Im Laufe der hervorragend konzipierten Dokumentation kommt man den lebenserfahrenen Sängerinnen und Sängern immer näher, ohne ihnen zu nahe zu treten. Die/der Zuschauende wird quasi ein/e unsichtbare/r Mitsänger/in und kann die Fortschritte und Rückschritte bei den Proben erleben und sich von den so witzigen wie weisen Liedern auf seinem Weg begleiten lassen. Und nach gut anderthalb Stunden, wenn das große Konzert zu Ende ist, hofft man auf noch mehr Zugaben und hat sich – hoffentlich – anrühren lassen von dem Mut und der Neugier der Porträtierten.

Über den Regisseur

Stephen Walker studiert in Harvard Geschichte und beginnt nach seinem Abschluss als Dokumentarfilmer für die englischen Fernseh-Sender BBC und Channel 4 zu arbeiten. Für seine Dokumentation über den Atombombenabwurf über Hiroshima wird er 2004 für den Emmy nominiert. Sein Buch "Shockwave. Countdown to Hiroshima" behandelt dasselbe Thema und landet 2005 auf der Bestsellerliste der New York Times. 2008 zeigt der Brite mit "Young@Heart" einen bewegenden Dokumentarfilm über einen Chor, dessen Durchschnittsalter bei 80 liegt.

Auszüge aus einem Interview mit dem Regisseur anlässlich der Vorführung auf dem Münchner Filmfest 2008:

Nach dem Jugendwahn das Alter als Filmthema. Ist das ein neuer Trend?

Stephen Walker: Es gibt einige Filme, die sich mit der Generation 50+ beschäftigen, die geht ja auch wieder gerne ins Kino. Aber ich setze keinen Trend und laufe auch keinem hinterher. Mich reizte die neue Interpretation von Song-Texten. Wenn eine 93-Jährige den Clash-Song "Should I stay or should I go" intoniert, handelt der nicht von Beziehungsstress, sondern davon, kann ich dem Tod ein Schnippchen schlagen oder nicht, geht es um die Zeit die bleibt. Oder "Road to Nowhere", da wird die Lebenswanderung zum Tode beschrieben, oder

das Video des Songs "I Wanna Be Sedated" von den Ramones, ein rigoroses Nein zum Abgestellt- und Abgeschobensein im Altersheim.

Chorleiter Bob Cilman geht manchmal ziemlich streng mit seinen Schäfchen um.

Stephen Walker: Er empfindet sich nicht als Sozialarbeiter, der ein Karaokeprogramm zur Unterhaltung abspult, sondern als Künstler und Profi und fordert Leistung. Er ist sehr verschlossen und gibt nichts von sich preis, er kann lebenswürdig sein, aber nicht auf diese kuschelige Bussi-Tour. Die Chormitglieder hassen, lieben und achten ihn, verdanken seiner Strenge den Erfolg. Er sagt knallhart, du bist nicht gut, manchmal fand ich ihn direkt zum Fürchten. Als Bob den Chor 1982 gründete, war er gerade mal 29. Vorher jobbte er als Vorführer im Kino, dann begann er im Altenheim als Pfleger und konnte plötzlich sein musikalisches Wissen einsetzen. Ein richtiger Rock'n Roller mit langen Haaren, politisch links, fast anarchistisch. Erst saßen die um die 1900 geborenen Heiminsassen nur um das Piano herum, dann starteten sie mit ihren alten Liedern und irgendwann traute er sich, ihnen unbekannte Lieder zu präsentieren, zu denen sie ganz unbeschwert nach ihrer Façon Zugang suchten, weil ihnen der Vergleich zum Original fehlte. In den 90ern begannen die ersten Tourneen, 1999 die erste nach Europa, dann nach Australien.

Während der Dreharbeiten starben zwei Chormitglieder. Deprimiert so eine Situation nicht?

Stephen Walker: In 25 Jahren hat Bob Cilman 70 Begräbnissen beigewohnt, von den Gründungsmitgliedern lebt keines mehr. Die Lebenden trauern, lassen sich aber nicht hängen oder versinken in Depression. Tod gehört zum Altern, die Endlichkeit ist gewiss. Als bei den Dreharbeiten Bob Salvini starb, hatten wir noch einen Tag vorher überlegt, ob wir nicht ein Video von ihm aus dem Hospital einspielen, während Fred Knittle seinen Part "I will fix you" singt. Bei der Todesnachricht wollte ich im ersten Moment meiner Erschütterung alles hinwerfen, aber wem hätte das genützt? Das Bewusstsein dieser Menschen, ihre Freude an dem, was sie tun, hat mir selbst wieder neue Energie und Mut gespendet. Ich fühle mich jetzt stärker.

Quelle: <http://www.br-online.de/bayerisches-fernsehen/kino-kino/stephen-walker-youngheart-interview-ID1222765025687.xml>

Über den Chor:

1982 wurde der Chor zur Beschäftigungstherapie in einem Altenheim gegründet, und setzte sich zum Ziel, Stücke aus den 20er und 30er Jahren zum Besten zu geben. Bald begann der Chorleiter Bob Cilman mit zeitgenössischen Musikrichtungen zu experimentieren, der Chor gewann an Strahlkraft, neuen Mitgliedern und immer stärkerer Professionalität. Erste Auftritte folgten, bald über ganz Amerika hinaus und bis nach Europa. Die Sänger/innen hatten zum Teil langjährige musikalische und tänzerische Erfahrung, andere kamen erst durch „young@heart“ zum Singen. Der Chor öffnete sich immer wieder auch für neue Projekte und Kooperationen, so mit einer kambodschanischen Punk-Band, mit einem schwulen Stadtteil-Chor, einer irischen Folkband oder auch einem Kinder- und Jugendchorprojekt. Keiner der Gründungsmitglieder des Chores lebt noch, doch viele der Chormitglieder blieben dem Chor bis zu ihrem Lebensende treu und sangen teilweise noch mit knapp 100 Jahren.

Anregungen für die Besprechung des Films in der Gemeinde

Dieser Film ist eine Mischung aus Dokumentationsfilm und Musikfilm. Gerade Filme, in denen Musik ein tragendes Stil- und Gestaltungselement ist, wirken stark auf die Emotionen. So wäre auch eine erste Frage: Wie ist es Ihnen mit diesem Film gegangen? Welche Gefühle spüren Sie? Welche Szenen, welche Bilder, welche Empfindungen sind Ihnen besonders stark im Gedächtnis geblieben? Was nehmen Sie von diesem Film mit?

Ein interessanter Gesprächspartner könnte eine Chorleiterin sein, ein Musiktherapeut oder Menschen, die mit (sehr) alten Menschen arbeiten und für sie da sind.

Ein Filmgespräch könnte durch folgende Fragen geleitet werden:

- Wie nimmt der Film Alter und Tod auf?
- Welche (heilende) Rolle spielt die Musik in diesem Film?
- Wie empfinden Sie die Auswahl der Chorstücke und deren Interpretation?
- Was bedeutet Gemeinschaft und wie kann Sie hergestellt – oder geschenkt – werden?
- Wie geht es Ihnen, alte Menschen im Film zu sehen? Wird das „Alter“ als Thema neu entdeckt und wie geht es Ihnen damit, als junger oder älterer Mensch? Hilft dieser Film für eine (neue/notwendige) Wertschätzung alter Menschen?
- Hat dieser Film auch eine religiöse Dimension für Sie?
- welche anderen Filme kennen Sie, in denen (Chor)-Musik eine wichtige Rolle spielt? Was ist Ihnen an diesen Filmen wichtig? (Z.B. der Gemeinschaftsaspekt). Bekannte Filme sind „Sister Act“ (USA 1992) „Wie im Himmel“ (Schweden 2004) oder „O Happy Day“ (Dänemark 2004), hier ist es oft aber die religiöse Komponente der Gospelmusik (wie in „Sister Act“ oder noch stärker in der dänischen Tragikomödie „O Happy Day“) oder das Setting in einem Kirchenchor.
- „You have a lot of spirit“? Was meint der Satz eines Gefängnisinsassen nach dem Konzert des young@heart-Chores?
- Was bedeutet es, „young at heart“, „jung im Herzen“ zu sein? Wie kann das befördert werden? Ist dies ein Lebensmotto, das trägt – oder sollte dies eher lauten: Yes, we can ...?
- Wünschen Sie sich mehr Filme über diese neue Altersgruppe, die im Kino vorher selten zu sehen? Was hat Ihnen an dem Film gefallen, was gefehlt?
- Weitere Beobachtungen, Anmerkungen....

Hintergrundartikel : Alter und Film – Der Zwang zur Rüstigkeit

Über das Alter im Kino, ein Beitrag von Barbara Schweizerhof von 2009 in epd-Film, vgl. http://www.epd-film.de/33178_64421.php

Zurzeit gibt es wieder eine kleine Welle von Filmen, in denen statt den üblichen jugendlichen Helden alte Menschen im Zentrum stehen: vom Dokumentarfilm *Young@Heart* über Andreas Dresens *Wolke 9* bis hin zu Clint Eastwoods *Gran Torino* und *Gianni Di Gregorios* *Festmahl* im August.



Barbara Schweizerhof wirft den Blick zurück in die Filmgeschichte und fragt, was das Kino über das Alter zu erzählen hat

Der Senioren-Chor in "Young@Heart"
© Senator

Es ist kein schöner Anblick, aber die Kamera hält umso unbeirrter drauf: ein runzliges Gesicht, umgeben von weißem Haar, ein weit aufgesperrter, faltiger Mund, darin eine zerfurchte Zunge. Dann ertönt ein Schrei, und es folgen die ersten Zeilen eines bekannten Punk-Songs: »Darling, you got to let me know – Should I stay or should I go!« Ein Punksong, gesungen, besser gesagt: »performed« von einer alten Frau, das ist so ungewöhnlich, dass man erst mal wie im Schock verharrt. Der Dokumentarfilm *Young@Heart*, dessen Eröffnungssequenz das ist, kostet den Schock weidlich aus und verweilt erstmal auf den verblüfften Gesichtern des Publikums, das dieser kuriosen Altersband zuhört. Erst dann wendet sich die Kamera wieder der Bühne zu und zeigt die Ansammlung von 80- und 90-Jährigen, die, in weiße Hemden gekleidet, zur stampfenden Musik ihre steifen Knochen bewegen. Man teilt als Kinozuschauer die amüsierte Fassungslosigkeit des gezeigten Publikums – der Anblick hat in der Tat etwas Komisches. Da gibt es nicht nur den witzigen Effekt, der durch die Vereinigung der Extreme entsteht: das Brunftgeschrei der Jugend auf den Lippen von 90-Jährigen. Es gibt durchaus auch das Gefühl von Ungehörigkeit und Befremden – und interessanterweise hört man die Aussage des Textes deutlich wie nie.

Der Dokumentarfilm, der die Truppe über sechs Wochen lang bei Proben begleitet, löst überhaupt eine Fülle von Emotionen aus: Da ist zum einen die Bewunderung für die Rüstigkeit der Alten. Zum andern die Freude über ihre Offenheit für die Songs der Talking Heads und The Clash, sind die meisten doch älter, als es Elvis Presley heute wäre. Und nicht zuletzt ist da auch eine gewisse Ehrfurcht, die durch ihre Nähe zum Tod herrührt. Tatsächlich sterben zwei Chormitglieder während der Dreharbeiten, es sind emotionale Wendepunkte des Films. Zwischendurch tritt die Truppe in einem Gefängnis auf, vor einem Haufen meist junger Männer. Auch die lachen zunächst verlegen beim Anblick der rockenden Alten. Dann singen die »Forever Young« – und es bleibt kein Auge trocken.

Besonders an dieser Szene merkt man: Alte Menschen funktionieren im Kino ganz ähnlich wie Kinder oder Tiere: Ihr Anblick löst Gefühle aus. Auch wenn es ihnen an Niedlichkeit fehlt.

Freundliche Fremde

Trotz, vielleicht aber auch gerade wegen dieses Emotionalisierungseffektes, sind alte Menschen auf der Leinwand eine Randerscheinung. Meist kommen sie lediglich als ni-



ckende Großväter, gütig lächelnde Großmamas oder fiese Vorgesetzte zum Einsatz – in Rollen also, die kaum mehr als Statistenfunktion erfüllen. Nur selten bildet ein Mensch über 65 die zentrale Figur eines Films – daran hat sich in über 100 Jahren Filmgeschichte kaum etwas geändert. Zwischendurch gibt es kleine Wellen, die das Gegenteil zu beweisen scheinen, wie Ende der 80er, als im Zuge des Erfolgs von *Cocoon* eine ganze Reihe von älteren Hollywoodstars eine Art dritten Frühling feierten, während Jack Lemmon und Walter Matthau mit *Grumpy Old Man* und *The Odd Couple II* noch in den 90ern ihren langen Abschied vom Publikum zelebrierten.

Auch gegenwärtig scheinen wir wieder einen Aufschwung des Alten-Films zu erleben: In *Wolke 9*, *Young@Heart*, *Gran Torino*, *Liebe auf den zweiten Blick* und *Festmahl im August* sind Senioren die »Helden«, und das Schönste dabei ist, dass es sich um völlig verschiedene Genres handelt. Mancher will darin schon eine Neuausrichtung der Filmindustrie erkennen, die angesichts der demografischen Entwicklung ihre Jugendzentriertheit überdenken muss. Aber ob die Rechnung aufginge? Selbst wenn mehr Filme über Alte mehr alte Zuschauer ins Kino locken, werden diese doch nicht wie Teenager gleich mehrfach in einen Film gehen.

Blickt man in die Filmgeschichte, kristallisiert sich zunächst eine Art Standarderzählung über Alte heraus, die sich bei so unterschiedlichen Regisseuren wie Mikio Naruse, Yasujiro Ozu, David Lynch oder Paul Mazursky findet: Der alte Mensch, meistens ein Mann, bricht zu einer Art letztem Weg auf, der ihn oft zu seinen erwachsenen Kindern führt, wobei das Wesentliche weniger bei der Begegnung als auf dem Weg passiert. Harry etwa aus Paul Mazurskys *Harry und Tonto* (1974): Er verliert seine Wohnung, zieht zum Sohn, dann zur Tochter und findet schließlich Gefallen am Unterwegssein. Art Carney spielt ihn als ruhigen Mann, den so leicht nichts aus der Bahn wirft, und diese Eigenschaft der Unbeirrbarkeit sorgt dafür, dass sich jedes Missgeschick auf der Reise zu einer erstaunlichen Begegnung entwickelt.

1999 erzählt David Lynch in seinem *The Straight Story* eine ganz ähnliche Geschichte: Hier ist es Richard Farnsworth, der als Alvin Straight auf einen Rasenmäher steigt – er hat keinen Führerschein –, um seinen 300 Meilen entfernt lebenden todkranken Bruder noch ein Mal zu sehen. Auch hier ist der Weg das Ziel, das langsame Tempo und die Unbeirrbarkeit des Charakters die Voraussetzung dafür, dass ihm viele wunderbare Dinge passieren. Das Geheimnis dieser Geschichten ist, dass sie im Grunde weniger von dem Alten im



Zentrum handeln als von den Personen um ihn herum. Harry und Alvins Unbeirrbarkeit, ihr Alter, ihre Weisheit ermöglichen es den anderen, sich in untypischer Weise zu verhalten. Beide zum Beispiel begegnen immer wieder zunächst unfreundlich gesinnten Sturköpfen, bei denen sie die beste Seite hervorholen. Überhaupt kommen die alten Kauze besonders oft in den Genuss der unverhofften Freundlichkeit und Güte von Fremden.

Eine Farce auf diese Reaktion, die alte Menschen in ihrer Umwelt hervorbringen, hat David Mamet mit seinem *Things Change* (1988) geschrieben. Darin spielt Don Ameche – als fieser Vorgesetzter in den *Glücksrittern* zur Standardikone eines Alten im Kino geworden – einen harmlosen Schuster, der sich von der Mafia anheuern lässt, als Stellvertreter für einen Mord ins Gefängnis zu gehen. Davor aber bricht er mit seinem Bewacher heimlich zu einem Ausflug auf, und prompt hält man den zurückhaltenden, wortkargen alten Mann für ein ganz besonders

hohes Mafiatier. Wie Harry und Alvin bringt auch Gino das Beste in seinen neuen Freunden heraus, nur dass es in diesem Fall Mafiosi sind, was zu recht unvorhersehbaren Verwicklungen führt.

Der Emotionalisierungseffekt der Alten, er wirkt also nicht nur auf den Zuschauer im Kinossessel, sondern wird oft auf der Leinwand als gesellschaftliche Interaktion inszeniert. Wobei interessanterweise immer wieder das abweisende Verhalten der leiblichen Kinder gegen die Hilfsbereitschaft der Fremden ausgespielt wird. Schon 1937 baut Leo McCarey sein bitter-süßes Drama auf diesen Gegensatz auf: In *Make Way for Tomorrow* (der Titel verrät eine bittere Resignation) muss sich ein altes Ehepaar trennen, weil sie ihr Haus verlieren und keines ihrer fünf Kinder beide Eltern gemeinsam bei sich aufnehmen will. Am Ende versetzen sie die eigenen Kinder, um einen letzten



Tag gemeinsam in New York auf den Spuren ihrer Flitterwochen zu verbringen. Die anonyme Stadt zeigt sich ihnen von der besten Seite: ein Autoverkäufer fährt sie gratis herum, ein Hotelmanager setzt sich zum Schwatz zu ihnen, der Dirigent des Saalorchesters lässt einen Walzer anstimmen, damit die alten Leutchen tanzen können. Der Kontrast zu den missgelaunten Kindern, die ihre Eltern nicht verstehen wollen, verstärkt den Kontrast noch; der Zuschauer verbündet sich mit den »Fremden« und verdrückt heimlich eine Träne über das harte Los der Alten.

Robert Bentons *Nobody's Fool* (1994) scheint zunächst wie ein Gegenentwurf zu dieser Sorte von Alterssentimentalität: Paul Newman (damals 69) wird hier keineswegs gut behandelt; sein »Sully« schlägt sich mit Ende sechzig noch als Gelegenheitsarbeiter durch, liegt im ständigen Clinch mit seinem Arbeitgeber, beschimpft seine Pokerpartner und wird von ihnen beschimpft. Doch nach und nach stellt sich heraus, dass der raue Ton das Deckblatt tiefer Verbundenheit ist und dass der asoziale Alte, der einst Frau und Kind im Stich ließ, ein wichtiges soziales Bindeglied im Leben der Kleinstadt darstellt. Mit einer charmanten Wende gelangt Newmans Figur an ihr Happy End – nämlich dank der Güte einer noch älteren: Jessica Tandy, damals schon 85, spielt in ihrer letzten Rolle den fremden Schutzengel, die den spät gereiften alten Mann als ramponierten Ersatz für den eigenen missratenen Sohn akzeptiert. Dass es sich um lauter Figuren mit Beschädigungen handelt, intensiviert die Rührung.

Alter im Film – das ist ein Thema, das ohne Sentimentalität kaum vorstellbar scheint. Nicht nur wegen der Fähigkeit der alten Leute, den Zuschauer zu rühren. Filme über Alte, das sind Filme über verpasste Möglichkeiten, über lang schwebende Konflikte und letzte Aussöhnungen, und vor allem: über Trennung und Abschiede. Alles Themen, bei denen der Tränenfluss vorprogrammiert scheint.

Was soll mir noch passieren!

Ob jemand schon mal die letzte Ölung erhalten habe, will der selbst noch recht junge Chorleiter aus *Young@Heart* von seinen Sängern einmal wissen. Man weist auf eine Weißhaarige, die abwinkt. »Hast du wenigstens das weiße Licht gesehen?« insistiert er. »I refused to look! – Ich wollte nicht hinschauen!«, gibt sie trotzig zurück.

Das ist die andere Möglichkeit: Statt Abschied, Aussöhnung oder Besinnung – den Trotz des Überlebens. Das



Alter lässt sich auch als Befreiung erleben. Ruth Gordons Maude aus Hal Ashbys Kultfilm *Harold and Maude* (1971) ist dafür das beste Beispiel: Maude ist so eigen und unkonventionell, so bewundernswert frei, dass man das Begehren, das den um Jahrzehnte jüngeren Harold erfasst, schon als eine Art Neid und Willen zur Identifikation nachvollziehen kann. Ruth Gordon, damals 74, hat in den 13 Jahren, die ihr danach noch blieben, mehr Filme gemacht, als in ihrer 50-jährigen Schauspielkarriere davor. Ihre Maude hat das Image von alten Frauen für einige Zeit nachhaltig verändert.

Das Image des alten Mannes pflegt dagegen gegenwärtig niemand auf so heroische Weise wie Clint Eastwood, und das gleich zweifach: vor und hinter der Kamera. Für den Regiealtmeister scheint zu gelten, auf was sich auch seine Figur in *Gran Torino* beruft: Er muss sich in seinem Alter nichts mehr sagen lassen. Auch sein Walt Kowalski liegt im Clinch mit den eigenen Kindern und erfährt stattdessen die »Freundlichkeit der Fremden«, die er erst anzunehmen lernen muss. Am Ende opfert er sich für sie – ausgerechnet der Actionheld streicht damit einen Zug heraus, der in vielen Filmen über alte Männer durchschlägt, sei es Harry, Straight oder Paul Newmans »Fool«: Als Männer der letzten guten Taten steckt oft ein Stück Heiligen-Stiliserung in ihnen.

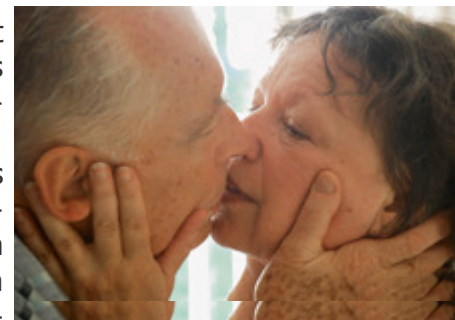
Ganz und gar unheilig dagegen, und als Filmfigur deshalb ungewöhnlich erscheint der alte, lüsterne Mann, den Claude Rich in Francois Dupeyrons neuem Film *Aide-toi, le ciel t'aidera* (2008) gibt, der hoffentlich bei uns noch einen Verleiher findet. Auch er sagt: »Wer so alt ist wie ich, kann sich alles erlauben.« Was in diesem Fall heißt: der schönen schwarzen Nachbarin dabei zu helfen, die Leiche ihres Mannes zu verstecken.

Dupeyrons Film ist eine Lektion in Nicht-Sentimentalität. Rich, der für die Rolle für einen César nominiert wurde, spielt einen »dirty old man«, einen eigentlich unangenehmen Charakter, der sich seine Komplizenschaft durchaus etwas kosten lässt. So bewusst er sich der Freiheit des Alters ist, so gut kennt er die schmerzenden Defizite: nicht mehr berührt werden und nicht berühren. Wie er das einfordert, und wie aus dem Akt der Nötigung ein Akt von Menschlichkeit wird, macht der Film dank Richs nuancierter Darstellung auf bestürzende Weise klar. Auch *Aide-toi, le ciel t'aidera* rührt zu Tränen, aber nicht aus Sentimentalität, sondern wegen der frappierenden Einsicht, dass der Preis der Altersfreiheit eine Einsamkeit ist, der man im Alter nicht unbedingt gewachsen ist.



Späte Liebe

Womit wir nach den guten Taten und der Freiheit beim dritten und schwierigsten Thema des Alters angekommen wären, dem der alten Liebe. Ein Gesprächsthema ist es oft, vor allem unter Männern: Paul Mazurskys Harry reißt Witze darüber, dass es nicht mehr klappt; Paul Newmans Sully flirtet intensiv mit Melanie Griffith, Alvin Straight hat noch schöne Erinnerungen daran. Selten aber hat man Alte derart zur Sache kommen sehen wie in Andreas Dresens *Wolke 9* (2008), wo schon in den ersten fünf Minuten zwei Senioren einer unausgesprochenen, aber umso unwiderstehlichen körperlichen Anziehungskraft nachgeben, was die Kamera in Nahaufnahmen ganz ohne Scham protokolliert.



Diese ersten Minuten sind programmatisch für den ganzen Film, den eine Unverstelltheit und Direktheit auszeichnet, die Subtilitäten keinen Platz mehr bieten kann. Fast überdeutlich illustriert der Film seine These: Auch alte Menschen begehren noch. Aber vielleicht ist das »noch« hier das Problem: Macht nicht den Charme der alten Liebe ihre Differenz zur jungen Liebe aus? Die Andersartigkeit von Körpergefühl und Geisteszustand?

Es ist deshalb kein Wunder, dass der älteste der noch lebenden Filmemacher, der 100-jährige Manoel de Oliveira einen der interessantesten Filme dazu gemacht hat. Sein *Belle toujours* (2006) setzt Buñuels *Belle de Jour* (1967) fort, vierzig Jahre später. Einerseits ist der Film eine cineastische Spielerei, andererseits eine wunderbare Studie über das Begehren im Alter. Michel Piccoli, Jahrgang 1925, verfolgt Bulle Ogier, 1939, als alter Bekannter und doch mit neu entfachtem Interesse. Dass sie sich mal kannten, führt zu einem raffinierten Spiel zwischen ihnen: Was weiß der andere noch von mir? Sich jung gekannt zu haben, macht die alte Liebe nicht einfacher, sieht das Gegenüber doch die Spuren des Alterns, und damit die eigenen Schwächen deutlicher als jede unbedarfte neue Bekanntschaft.

Tabu der Hinfälligkeit

Womit man beim Thema wäre, das zugleich Obsession und Tabu ist, wenn es ums Altern geht und über das alle guten Taten nur hinwegtäuschen können: Alter ist weniger ein Geisteszustand als der eines Körpers. Clint Eastwoods *Gran Torino* etwa liefert ein Musterbeispiel für diese Verdrängung: Seine Figur soll versoffen sein, gar todkrank, aber der heute 78-jährige Eastwood will keinen körperlichen Verfall spielen, sondern zwingt der Kamera seine eigene Rüstigkeit auf.



Dieser Zwang zur Rüstigkeit hat bei Eastwood Tradition. Besonders deutlich etwa in den *Spacecowboys* (2000), der nicht nur davon handelt, dass die Senioren, die hier noch einmal »ran« dürfen, noch ebenso fit, abgebrüht und helle sind, wie in ihrer Jugend, sondern vom Überbietungscharme lebt: Die Alten sind die wahren Kerle. Und es soll dabei nicht auffallen, dass den damals 70-, 65- und 72-jährigen Rentnern Clint Eastwood, Donald Sutherland und James Garner ein vergleichsweise jugendlicher Tommy Lee Jones mit gerade mal 54 Jahren an die Seite gesetzt wird.

Erlösung von diesem Zwang zur Rüstigkeit findet man gegenwärtig allenfalls im Fernsehen, wo der 78-jährige William Shatner in der Serie »Boston Legal« als in die Jahre gekommener Staranwalt Denny Crane nicht aufhören kann, am eigenen Ruhm zu kratzen. Nur seine Alzheimer-Erkrankung macht es möglich, dass er sich selbst weiterhin für den Größten hält.

Die Angst vor der Unsichtbarkeit

Wo die Rüstigkeit die Obsession der alten Männer ist, erscheint der geistige Verfall oft als typisch weiblich. Mit beklemmender Präzision etwa stellt Edith Evans (damals 82) dies in Bryan Forbes *Whisperers* (1967) dar. Sie spielt eine arme alte Frau, die Stimmen hört und überhaupt weitgehend in einer Fantasiewelt lebt. In den Genuss der Freundlichkeit von Fremden kommt sie kaum, vor ihr weicht man eher zurück. Ihr



leichter Wahn, am Anfang so irritierend, erweist sich am Schluss als prekäres Schutzschild gegen eine ignorante Gesellschaft, die mit ihr nichts anzufangen weiß.

Ohne anzuklagen führt *The Whisperers* recht realistisch vor, dass wir, anders als manche Filme es wahrhaben wollen, uns eher selten von den Alten in unserer Umgebung rühren lassen. Meistens sind sie für uns geradezu unsichtbar, verschwimmen in ihrer Randständigkeit zu uniformen Gestalten mit wenig Individualität. Sehen nicht alle alten Menschen irgendwie gleich aus?

Diese Ignoranz entlarvt der italienische Regisseur Gianni Di Gregorio in seinem *Das Festmahl im August* mit zauberhafter Ironie und Leichtigkeit. Die von ihm selbst gespielte Hauptperson findet sich eines schönen Tages in der Lage wieder, gegen ein gewisses Entgelt den Alten-Sitter zu spielen. Tatsächlich geben ein paar Bekannte bei ihm ihre alten Mütter und Tanten ab, als handle es sich um kleine Kinder, die gehütet werden müssen, nein schlimmer noch: um eine Art lästige Haustiere. »Was soll ich tun, sie am Bahnhof stehen lassen?«, führt einer als Ausrede an.

Zum Helden der Stunde, und das ist das Schöne und wirklich Berührende an diesem Film, wird nun nicht Gianni, der die Alten hütet und bekocht, sondern die Damen selbst, gespielt von Laiendarstellerinnen, die hier nach und nach aus der Unsichtbarkeit und der Uniformität des Alters heraustreten und ihre kantigen Persönlichkeiten entfalten dürfen. Jede von ihnen erweist sich auf eigene Weise kapriziös; auch mit ihren achtzig, neunzig Jahren sind sie sich für keinen Machtkampf zu schade und keinem Flirt mit rüstigen Männern abgeneigt.

Sie sind alt, auch daran lässt der Film keinen Zweifel; sie haben ihr eigenes Tempo, ihren eigenen Witz, doch wer sich auf sie einlässt, wird mit einer doch Großzügigkeit belohnt, die die Jugend nicht kennt.



Julia Helmke